

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 6

Artikel: Die Werke der bildenden Kunst im Dienste der Bildung und Erziehung
[Fortsetzung folgt]
Autor: Lüning, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weinende Rebe.

Wann in lichtigem Frühlingsdrängen,
Erd' und Himmel stehn im Glast,
Siehst du blanke Tröpflein hängen
An beschnitt'ner Reben Ast.

Nicht vom Taue sind es Spuren,
Den die Nacht herniedersenkt,
Nicht vom Regen, der die Fluren
Aus der Wetterwolke tränkt.

Früh am Morgen, wann erglommen
Eben erst der junge Tag,
Hörst du frohe Winzer kommen,
Siehst der Sichel blanken Schlag.

Was sie binden, was sie schneiden
Unter jubelndem Gesang,
Schafft der Rebe bitt'res Leiden,
Und sie weint in Schmerzen bang.

Zweig um Zweiglein, das geboren
An dem lichtbeglänzten Baum,
Sinkt zur Erde hin, verloren,
Und er steht in wehem Traum —

Nimmer in der Leiden Mitten
Ahnt, den solch ein Schmerz bedrängt,
Dass, nur weil er so gelitten,
Er einst voll von Früchten hängt!

K. E. H. in Florenz.

Die Werke der bildenden Kunst im Dienste der Bildung und Erziehung.

Von Prof. Dr. D. Lüning, St. Gallen.

I.

Erziehung zur Kunst! Das ist heute das Feldgeschrei einer großen Schar von einsichtigen Männern, die weiß Gott nicht die schlechtesten sind, Männer, die mit Besorgnis sehen, wie die Kulturmenscheit auf dem besten Wege ist, die Stimme der himmlischen Trösterin Poesie im Getöse der Maschinen zu überhören, die Gestalt der Göttlichen im Rauche der Fabriken und im Staube des Kampfes ums Dasein aus den Augen zu verlieren, ja dieser Rauch und Staub verdecken uns nicht nur die göttliche Trösterin, sondern — und das ist das Schlimme — er droht unsere Augen überhaupt der Sehkraft zu berauben und sie zum Sehen für immer untüchtig zu machen. Redet doch schon Schiller die Muse mit den Worten an:

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, aber mir grauet,
Seh' ich was ohne dich Hundert' und Tausende find!

Noch ist das Schicksal der meisten Künstler, und der größten am meisten, bei ihrem Auftreten gründlich mißverstanden oder gar nicht beachtet zu werden. Wir brauchen nur an Böcklin, Feuerbach und Hans Thoma zu erinnern, von Richard Wagner nicht zu reden, der von den meisten geradezu für verrückt erklärt wurde. Die Kluft zwischen der geistigen Beschaffenheit des Künstlers und derjenigen der Volksmasse ist eine solche geworden, daß es manchmal den Anschein hat, als bewohnen beide verschiedene Welten und sprechen zweierlei Sprache. Wie die Dorfbewohner auf dem reizenden Böcklin'schen Bilde den Rentauern in der Dorfschmiede angaffen, so staunt das Volk verständnislos jede neue Offenbarung des Genies an.

Erziehung zur Kunst! heißt daher jetzt der Notruf von allen Seiten, und dem Ruf läßt man die Tat folgen; soziale Kongresse beschäftigen sich mit der

Frage; Behörden, wie die von Berlin und Hamburg, machen die löblichsten Anstrengungen, Volk und Jugend heranzuziehen. Einzelne, wie Lichtwark in Hamburg, haben schon in Büchern direkt den Weg zum Ziele zu zeigen versucht. Ein Grieche aber der klassischen Zeit und ein Florentiner des 15. Jahrhunderts würden wohl beim Anhören unseres Kampfkrufes sich eines Lächelns nicht erwehren. Was redet Ihr von Erziehung zur Kunst? würden sie fragen — Erziehung durch die Kunst muß das Feldgeschrei sein! Und wir müßten ihnen antworten: Freilich habt Ihr Recht, Ihr Beglückten, Euch gaben es die gütigen Götter so, wir Armen aber haben uns im Kampfe ums tägliche Brot und um die sogenannte Wahrheit, d. h. das Wissen, den Anblick der Kunst ganz abgewöhnt, unsere Augen kennen sie nicht mehr, auch wenn sie vor uns steht; wir gleichen dem Bergsteiger, der im Eifer sich verstiegen hat, abgestürzt ist und sich nun erst seine Gliedmassen heilen muß, ehe er weiter der Höhe zustreben kann.

Steht es wirklich so und wie ist's gekommen? Zur Beantwortung dieser Fragen lassen Sie mich etwas weiter ausholen! Handelt es sich doch dabei nicht um eine Schulfrage gewöhnlichen Schlages, sondern darum, eine der kostbarsten Kräfte des menschlichen Geistes, die Phantasie, in der alle geistige Schöpferkraft ihre Wurzel hat, vor Verkümmern zu bewahren.

Sie wissen, wir haben es herrlich weit gebracht! Samulus Wagner sagt es und da er im zweiten Teil des Faust Professor wird, muß es wahr sein. Unsere Ingenieure bohren meilenlange Löcher in die ewigen Berge, sie schaffen Maschinen, die an Kraft, Genauigkeit und Leistungsfähigkeit alles Menschliche weit hinter sich lassen, unsere Luftschiffe fahren in eleganten Kurven um die höchsten Kirchtürme, der Mikroskopiker dringt mit seinen tausendfachen Vergrößerungen in die feinsten Schlupfwinkel des organischen Lebens, der Astronom-Photograph in die entlegensten Unendlichkeiten des Weltalls, Physik und Chemie vereinigen sich, um die unerhörtesten Wunder der Technik hervorzubringen — und doch hat es selten ein ruheloser, freudloser, friedloser Geschlecht gegeben als das unsere, das ist unser aller Klage. Der religiöse Glaube, der Berge versetzt, ist bei vielen dahin, das Wissen kann ihn nicht ersetzen, sonst würde nicht jedesmal im Zeitalter der Aufklärung der Aberglaube seine üppigsten Blüten treiben. Und mit dem Glauben an eine ideale Bestimmung der Menschheit haben viele den Glauben an die Menschheit selbst, an das Wahre, Schöne und Gute verloren: die Besseren vertiefen sich in fieberhaftes Forschen, die Schlechteren stürzen sich in materiellen, sinnlichen Genuß — Harmonie, Einheit und also Frieden der Seele finden vielleicht die einen so wenig als die andern.

Nicht umsonst sind Faust und Don Juan Schöpfungen des modernen Geistes. Das Altertum kannte solche Gestalten nicht. Beide suchen die Befriedigung da, wo sie nicht zu finden ist, der eine im schrankenlosen Genuß, der andere in der Fülle des Wissens. Beide aber läßt die Volksfrage mit

Recht des Teufels werden. Die zwiespältige Natur des modernen Menschen hat ja dann vollends im Faust Goethe klar formuliert in der Klage seines Helden:

Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust;
Die eine hebet aufwärts sich vom Dufte
Zu den Gefilden hoher Ahnen,
Die andere hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen.

Es war eine gute Idee Grabbes, die beiden Helden, welche zusammen den modernen Menschen ausmachen, in einem Drama zu vereinigen. Aber auch bei ihm fallen sie schließlich dem Teufel anheim.

Wie entstand diese Zwiespältigkeit des modernen Menschen?

Es ist, wie vor mehr als hundert Jahren schon Schiller erkannt hat, das Resultat eines verhängnisvollen geschichtlichen Prozesses, der die Einheit und Ganzheit des antiken und Renaissance-Menschen zerstörte und ihn einer Einseitigkeit auslieferte, die schon Schiller mit den schärfsten Zügen charakterisierte, die Goethe ebensowenig entging, und die in neuester Zeit neben vielen andern auch Richard Wagner beschäftigt hat, weil er wie wenige darunter zu leiden hatte, die Nietzsche bekämpft in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ und die auch der geistvolle Verfasser des originellen Buches „Rembrandt als Erzieher“ als die Wurzel alles künstlerischen und Bildungsübels ansieht. Nietzsche formuliert den Zustand mit den schönen und treffenden Worten: „Es liegt ein Wintertag auf uns und am hohen Gebirge wohnen wir, gefährlich und in Dürftigkeit.“

Es ist das bekannte Verdienst Jakob Burckhardts, in seinem schönen Buche „die Kultur der Renaissance“, an Hand dieser Kulturepoche gezeigt zu haben, was ein ganzer Mensch ist, wie der Mensch jener beneidenswerten Zeit in alles, was er tat, fühlte und schuf, sein ganzes ungeteiltes Wesen hineinlegte und wie die Gesundheit und Kraft der Renaissancekunst wesentlich hierin ihre Wurzeln hat.

Nach dem 16. Jahrhundert, jener herrlichen Kunst- und Kulturepoche, kam der dreißigjährige Krieg, der das deutsche Volk auf die Stufe der tiefsten Barbarei hinunterdrückte (man vergleiche Bücher wie den Simplicissimus, die „Gesichte“ Philanders von Sittewald, „Lucifers Königreich“ von Agidius Albertinus).

Dann zwang die bittere Not des Lebens, vor allem Kenntnisse zu erwerben, um den Kampf mit ihr bestehen zu können, Staat und Rechtswesen wurden immer komplizierter, die Zeiten schienen ein Traum geworden, wo man, wie im alten Athen, gelegentlich einen Dichter als General oder wie im 16. Jahrhundert einen großen Maler zu wichtigen diplomatischen Missionen brauchen konnte. Die Religion war auf protestantischer Seite vorwiegend Gedankensache geworden und endlich mußte auch dasjenige, worauf die Neuzeit mit Recht am

stolzeſten iſt, die moderne Philoſophie, der ungeheure Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften und die glanzvolle Entfaltung der Technik dazu beitragen, die Vollendung des Prozeſſes zu beſchleunigen, unter dem Kuſt und Künſtler der Gegenwart ſchwer leiden und unter dem ſie ſicher zu Grunde gehen werden, wenn es nicht gelingt, ihn aufzuhalten. Ein gährender Abgrund hat ſich aufgetan zwiſchen Volk und Kuſt. Dieſen gilt es zu überbrücken, ſo lange es noch Zeit iſt.

Dieſer Prozeß iſt, wie Schiller ſich ausgedrückt hat, die Trennung des intuitiven und des ſpekulativen Verſtandes“, oder wie wir uns ausdrücken können, die vollſtändige Vernachläſſigung der ſynthetiſchen, ſchöpferiſchen Fähigkeiten des Menſchen zu Gunſten der analytiſchen, teilenden und zerlegenden, die niemals ſchöpferiſch wirken können. Haben wir es doch heute ſo weit gebracht, daß man einem keinen Verſtand zutraut, wenn er Phantafie hat und ein Künſtler iſt, und daß man aus dem Umſtande, daß einer philoſophiſch zu denken vermag, den Beweis ableiten zu können glaubt, daß er kein Künſtler ſei. Letzteres iſt der Reihe nach Leſſing, Schiller und Richard Wagner geſchehen und geſchieht noch. Die Griechen, ſagt Schiller, vereinigten die Jugend der Phantafie mit der Männlichkeit der Vernunft zu einer herrlichen Menſchheit. Damals hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſo ſtreng geſchiedenes Eigentum, denn noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit einander feindſelig abzuteilen und ihre Markung zu beſtimmen.

Heutzutage hat ſich dieſe feindſelige Abteilung vollzogen, es gibt keine Menſchheit mehr, ſondern auf der einen Seite nur einzelne, als Unika betrachtete, über die Achſel angeſehene, ja ſogar beargwöhnte, jedenfalls nicht für beträchtlich gehaltene Phantaſiemenſchen, die Künſtler, auf der andern Seite die zahlloſe Menge der Verſtandesmenſchen, die mit Wiſſen aller Art vollgeſtopft, alles analyſierend und kritiſierend, ſich mit Stolz als den Kern der Menſchheit und die eigentlichen Träger ihrer höchſten Kultur fühlen. Die Blüte aber dieſes Verſtandesmenſchen iſt der Gelehrte, der Herr Profeſſor, eine Figur, auf die der Deutſche von jeher mit Stolz, die andern Nationen dagegen oft mit gemiſchten Gefühlen hingehaut haben.

Wie verträgt ſich damit die Tatſache, daß ſelbſt für das moderne Gefühl der Inbegriff der Kulturepochen ſich in Künſtler- und nicht in Gelehrtennamen kriſtallisiert? Wenn wir an Italien denken, ſo denken wir nicht an Galilei, nicht an Galvani oder Torricelli, ſondern an Dante, Raphael, Lionardo; wenn wir an England denken, nicht an Stephenson, nicht an Faraday, Maxwell, ſaun an Newton und Darwin, ſondern an Shakeſpeare, Milton und Byron. Überwiegt doch in der Vorſtellung der Gebildeten von der italieniſchen Renaissance die Kuſt ſo ſehr, daß die meiſten ſaun wiſſen, daß es neben dieſer eine Politik und eine Wiſſenſchaft gab, welche in ihrer Art ebenſo intereſſant ſind.

Was fehlt also dieser Verstandeskultur, daß selbst wir in ihr nicht das Wesen der Menschheit zu sehen vermögen? Einmal das, daß sie nichts Bleibendes ist; der Verstand, ewig teilend und zerlegend, baut die einzelnen Teile zu ewig neuen und andern Gebilden auf, da hat nichts Bestand, wie der Flugand der Dünen vom Winde, so werden die Elemente des Wissens vom Strome der herrschenden Meinungen dahin und dorthin getragen, nichts ist sicher und es sind nicht die Schlechtesten, die am Abend eines arbeitsvollen Lebens sich versucht fühlen, das Wissen zu verachten und ihm zu fluchen, wie Faust! Die wahre Kunst aber, die auf dem Ewigen der Menschennatur ruht, ist ewig jung; was vor zwei- und dreitausend Jahren den Griechen, den Indern erfreute, kann über Meer und Land und den unendlichen Strom der Zeiten hinweg auch uns noch erbauen. Mit Recht nennt Feuerbach die Kunst die einzige Trösterin, die uns bis zu Ende treu bleibt.

Nielsche, Schiller, Goethe haben einstimmig gefunden, daß die Aufklärung des Verstandes, wie Schiller sagt, nur insofern Achtung verdiene, als sie dazu dienen könne, die Menschen besser, gebildeter, glücklicher zu machen. Das kann das Wissen insofern seiner teilenden, analysierenden Natur nicht, auf Willen und Gefühl wirkt nur ein organisches Ganzes, eine Anschauung, ein Werk der Kunst. „Der Verstand muß das Objekt des inneren Sinnes erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will; um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fessel der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren.“ Sehr schön hat Schiller diesen seinen Gedanken in dem „Worte des Wahns“ niedergelegt:

Du ferkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Solches tut die Wissenschaft und das muß sie tun; aber das Arsenal von Begriffen, das sie geschaffen hat, ist noch lange kein direkter Besitz der Menschheit und verwertbar zu ihrer Bildung und Fortentwicklung. Deshalb unterscheidet auch Nielsche sehr scharf zwischen Bildung und Gebildetheit, unter welcher letzterer er das Angesülltsein mit Wissensstoff versteht. Vieles Wissen und Gelernthaben, sagt er in seiner berühmten Schrift gegen David Strauß, ist weder ein notwendiges Mittel der Kultur, noch ein Zeichen derselben und verträgt sich nötigenfalls aufs Beste mit dem Gegensatz der Kultur, der Barbarei. Und sehr entschieden erklärt er: „Nie kann ein Begriff die Menschen sittlicher und besser machen“ und — fügen wir hinzu — auch nicht glücklicher. Deshalb sagte auch Goethe, der einen so unendlichen Wissensschatz sich erworben hatte, trotzdem: „Alles ist mir verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben.“ Was demnach diese Männer zu dem kürzlich auf einer Konferenz aufgetauchten Vorschlag der Einführung eines systematischen Moralunterrichts in den oberen Klassen der Mittelschulen gesagt hätten, ist nicht zweifelhaft. In der

Tat halten wir diese Idee für eine höchst unglückliche. An Wissen über das, was sittlich ist, fehlt es uns wahrhaftig nicht; wo es fehlt, fehlt es am Wollen und auf dieses kann nicht mit bloßen Begriffen eingewirkt werden. Drei Viertel aller Verbrecher wissen sehr wohl, was erlaubt ist und ein Unterricht in diesem „Fache“ könnte höchstens dazu dienen, sittliche Rechthaberei und Pharisäertum zu züchten.

Wenn wir so auf der einen Seite sehen, wie die Wissenschaft für die Entfaltung des Menschen zu schöner und edler Menschlichkeit durchaus nicht an und für sich direkt nutzbar ist, so müssen wir auf der andern bei aller Herrlichkeit, die wir der alma mater Wissenschaft bereitwilligst zugestehen, doch uns nicht verhehlen, daß die einseitige Pflege derselben und ihre teilweise Überschätzung eine verhängnisvolle Einseitigkeit unseres Wesens und eine Verkümmern seiner kostbarsten Kräfte im Gefolge gehabt hat, einen Zustand, den wir bloß deshalb nicht als mangelhaft und peinlich empfinden, weil wir alle in demselben aufgewachsen sind und noch mitten darin stecken.

Bei uns, sagt Schiller, möchte man fast versucht sein, zu behaupten, die Gemütskräfte äußern sich auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe in der Vorstellung scheidet und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten, während die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Nietzsche sagt noch schärfer: „Der moderne Verstandesmensch ist mit Begriffen wie mit Drachenzähnen übersät, Begriffsdrachen erzeugend, ein cogital, nicht ein animal, dazu an Worten hängend und ohne Vertrauen zu jeder eigenen Empfindung, die noch nicht mit Worten abgestempelt ist.“ (Vom Nutzen und Nachteil der Historie.)

Nietzsche hat in einem seiner schönsten Aufsätze „Schopenhauer als Erzieher“ eine Schilderung des Gelehrten gegeben, bei der er die Feder in Essig und Galle getaucht hat. Wenn wir etliche Übertreibungen, die Nietzsche die Verzweiflung über den Geisteszustand der modernen Menschheit eingab, abziehen, so bleibt nicht nur viel Wahres an der Schilderung, ja, sie läßt sich sogar auf den modernen Verstandsmenschen überhaupt ausdehnen. Folgender Passus beschlägt unser Thema: „Mit Scharfsichtigkeit in der Nähe verbindet der Gelehrte große Myopie für die Ferne und das Allgemeine. Sein Gesichtsfeld ist gewöhnlich sehr klein und die Augen müssen dicht an den Gegenstand herangehalten werden. Will der Gelehrte von einem eben durchforschten Gegenstand zu einem andern, so rückt er den ganzen Sehapparat nach jenem Punkte hin. Er tut wie einer, der das Opernglas anwendet, um die Bühne zu sehen, und jetzt bald einen Kopf, bald ein Stück Kleid, aber nichts Ganzes ins Auge faßt. Er beurteilt eine Schrift nach einigen Stücken oder Sätzen oder Fehlern.“ Wem fallen hier nicht Hunderte von sogenannten „wissenschaftlichen“ Rezensionen ein, die alle nach diesem Rezept gemacht sind, während junge wissenschaftliche

Kampfhähne stetsfort bereit sind, eine Arbeit, die das Allgemeine ins Auge faßt, als „unwissenschaftlich“ zu bezeichnen, um damit den Zunftgenossen zu imponieren.

Diese Einseitigkeit ist aber eine so allgemeine geworden, daß sie auch auf dem letzten deutschen christlich-sozialen Kongresse zu Dortmund (21.—23. Mai 1903) zur Sprache gebracht wurde, wo Dr. Paul Schubring-Berlin die gleichen Gedanken entwickelte, wie ich hier, und wo er auch das gleiche Heilmittel vorschlug, wie ich es zu tun gedenke, die bildende Kunst. „Der Deutsche“, sagt Schubring, „pflegt, dank seiner einseitigen Verstandesausbildung, stets vom Begriff, nicht von der Erscheinung auszugehen. Er kommt dadurch um die eigentliche Bereicherung seines geistigen Besitzes. Er erfaßt sofort die Kategorie, sucht in seinem Innern und versucht nun aus dem oft kärglichen Bestand heraus dem neuen Ding Weg und Rästchen zu weisen.“ Das Kunstwerk hat aber eben das Schlimme, daß es nie in ein Rästchen passen kann.

Übrigens hat sich Lessing schon gegen den Titel des Gelehrten gewehrt mit den heftigen Worten: „Ich bin nicht gelehrt, ich mag nicht gelehrt sein und wenn ich es im Traume werden könnte.“ Er wußte wohl warum er so redete. (Fortsetzung folgt.)

Eine Maiensfahrt ins Alpental.

Von Hans Lieberherr, Zürich.

Schlaftrunken reibe ich mir die Augen aus und kann mich erst in dem fremdartigen Zimmer mit dem großen Gemälde gar nicht zurechtfinden. Ach! Ich bin ja in Chur und stehe am Anfang meiner schon längst geplanten Bündnerreise!

Nun aber flink aus den Federn! Lacht dem frohen Wanderer die Morgensonne so fest ins Zimmer hinein, dann ist seines Bleibens nicht mehr. Hinaus in den wunderbaren Frühlingsmorgen! Bald sitze ich in einem der äußerst bequem eingerichteten, neuesten Wagen der Rhätischen Bahnen. In dem von mir allein benützten Coupé breite ich meine Karten aus, ziehe den Bäderer hervor und bewundere die Schönheiten des Vorderrheintals.

Der eintretende Zugführer schaut fast mitleidig auf den armen Büchermurm, der sich selbst auf der Vergnügungsreise nicht von seinen Buchstaben scheitren zu können. Da ist er aber an den Unrichtigen geraten; denn ich gehöre sonst nicht zu den Bäderer-Menschen, sondern lerne des Landes Schönheiten und Eigentümlichkeiten neben der eigenen Anschauung lieber aus dem Munde der einheimischen Bevölkerung kennen. Aber die einzige Person, die ich in meinem Coupé sehe, wenn ich in den großen Wandspiegel gucke, die weiß so verflucht wenig mehr, als ich, daß ich eine Unterhaltung mit ihr lieber nicht anknüpfe! — Auf der Station Reichenau-Tamins zweigt die nun vollendete Bahn nach Glanz ab. Lange Reihen neuer Personenwagen stehen hier bereit, um den Fremdenstrom, der nach der bevorstehenden Eröffnung der neuen Linien nach Glanz einerseits und St. Moritz resp. Celerina anderseits ohne Zweifel hier hinauf drängen wird, aufzunehmen.